



Konrad Gründler

Freienwalder
Sagen- und Geschichten-
Büchlein

II

Ter
R
12

Freienwalder Sagen- und Geschichten-Büchlein

Gesammelt und bearbeitet
von
Dr. Konrad Gründler

Federzeichnungen von Hans-Joachim Merker

Heimatkundebestand

Zweiter Teil

Stadt- u. Kreisbibliothek 16259 Bad Freienwalde	
	105 R 12.

Herausgegeben vom Rat des Kreises Bad Freienwalde, Abteilung Kultur

Bad Freienwalde 1979

Inhaltsübersicht

	Seite
Geschichten vom alten Uchtenhagen	3
Uchtenhagen, der Räuberhauptmann auf dem Räuberberg	3
Böttcher Trampe	4
Das klingende Fließ	6
Die weiße Frau vom Schloßberg	6
Der weiße Wassernix vom Baasee	7
Die Sage vom Paschenberg	7
Ketzerberge und Ketzerdörfer an den Ufern der Oder	8
Der dankbare Storch	9
Der Kobold in Altreetz	10
Rotmützecken	11
Der Backobstdieb im Mond	11
Der Fuchs lernt fliegen	13
Die Hasen und die Frösche	13
Der Spuk bei Altwriezen	14
Das spukende Schiffermädchen	14
Holt über!	15
Die goldene Hirschkuh	16
Die krumme Weide bei Ortwig im Oderbruch	16
Nachtwächter geht um	17
Vom Menschenhandel und Galgenhaus	18
Warum die Oderdämme nicht ganz gerade sind	20
Wie die Familie Breitzkreutz ins Oderbruch kam	20
Das Briefgeheimnis	21
Die Frösche von Neubarnim	21
Aus schwerer Zeit	22
Kleine Perschon und schön' Mamsellchen	22
Das Kälbchen	23
Tierschinder geht um	24
Carl von Jena reist nach Jerusalem	24
Der Kobold von Beiersdorf	25
Die goldene Krone von Beiersdorf	26
Der tote Salzfuhrmann	26
Der mutige Junge von Batzlow	26
Junker Hansens Kehle	27
Das rote Haus zu Prädikow	29
Der Blumenthal	30
Koboldgeschichten aus Strausberg	32
Nachwort	35

Geschichten vom alten Uchtenhagen

Der alte Uchtenhagen hat, der Sage zufolge, auch heute noch keine Ruhe gefunden. Alljährlich muß er in seiner Sterbestunde aus der Gruft emporsteigen. Dann kann man ihn zur Geisterstunde in der hell erleuchteten Kirche beim Marienaltar sehen. Schaurig und dumpf schallt sein Gesang durch den weiten Raum, und die Glocken im Turm schlagen dazu ganz leise einhundertundeinmal.

Auch sonst kommt auf den alten Uchtenhagen oftmals die Rede. Er hat, so sagen die Leute, mehr können als Brot essen. Namentlich im Fahren kam ihm keiner gleich, und er fuhr auch da, wo kein Mensch sonst mehr einen Weg fand.

Dort, wo sich die Straße vom Freienwalder Brunnen die Berge hinaufschlängelt, lag rechter Hand eine tiefe Schlucht. Jetzt ist sie verschüttet. Hier ist der Uchtenhagen oft mit vier Pferden, quer vor den Wagen gespannt, hindurch nach Sonnenburg gefahren. Das sind in Luftlinie drei-viertel Meilen.

Er konnte ebenso auch durch die Luft fahren. Einmal kam er so von Freienwalde über Wriezen nach Seelow. Da blieb in Marxwalde, das damals Quilitz hieß, die Teerbutte seines Wagens an der Turmspitze des Kirchturms hängen. Man hat sie noch viele Jahre dort hängen sehen.

Am Schloßberg zwischen Falkenberg und Freienwalde, wo der alte Uchtenhagen gehaust hat und wo man noch das Mauerwerk und die alten Keller sehen kann, geht er spuken. Einst kamen Musikanten in der Nacht von Falkenberg, wo sie gespielt hatten, auf dem Nachhauseweg dort vorbei. Da sagte einer: „Wir wollen dem alten Uchtenhagen ein Ständchen bringen!“ Sie blasen ein, zwei Lieder. Wie sie aber beim dritten sind, kommt einer heraus und gibt ihnen ein Achtgroschenstück. „Diesmal“, sagt er, „soll es euch geschenkt sein; aber laßt euch ja nicht einfallen, das noch einmal zu versuchen!“

Uchtenhagen, der Räuberhauptmann auf dem Räuberberg

Auf dem Schloßberg hat Uchtenhagens Schloß gestanden; noch jetzt sieht man die alten Keller oben und die vielen Verwallungen an den Abhängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für seine Leute. Er ist nämlich ein Räuberhauptmann gewesen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat ihm freie Hand gelassen.

Wie der Kurfürst gegen die ‚Russen‘ Krieg führte, kam Uchtenhagen zu ihm und sagte, er wolle die Feinde schlagen, wenn er ihm die Freiheit verspreche. Da hat der Kurfürst ihn gefragt, wieviel Leute er denn habe. Uchtenhagen hat gesagt: Einundsechzig! Da verwunderte sich der Kurfürst, daß er es mit so wenigen versuchen wolle, versprach ihm aber freie Hand, wenn das Unternehmen gelänge.

In der Nacht rief Uchtenhagen seine Leute zusammen und griff die Feinde an. Zuerst vernagelte er ihnen die Kanonen, dann machte er sich über sie selbst her. Gegen Morgen kam der Kurfürst und wunderte sich sehr über das furchtbare Blutbad, das der Uchtenhagen unter seinen Feinden angerichtet hatte. Da befand sich der Feind aber schon auf dem Rückzug.

Das Feld heißt noch heutzutage das rote Land, es liegt vom Freienwalder Brunnen nach Dorf Sonnenburg zu.

Böttcher Trampe

In Freienwalde wohnte zur Zeit der Uchtenhagen neben dem Kirchhof ein Böttcher, der hieß Trampe. Damals stand das Wasser der Oder bis an die Stadt heran, und zwischen Trampes Haus und dem Wasser lag bloß der Kirchhof. Eines Nachts hörte Trampe ein Knurren und Winseln. Er trat ans Fenster, um zu sehen, was es sei. Er sah aber nichts als den Vollmond, der am Himmel stand, legte sich also wieder nieder und warf sich eben auf die rechte Seite. Da hörte er seinen Namen rufen: Trampe! Das geschah dreimal. Dann wurde es wieder still. In der nächsten Nacht geschah es ebenso. Trampe meinte nicht anders, als daß er bald sterben müsse, ergab sich in sein Schicksal und dachte: Wenn es wieder ruft, dann wirst du folgen, wohin es auch sei!

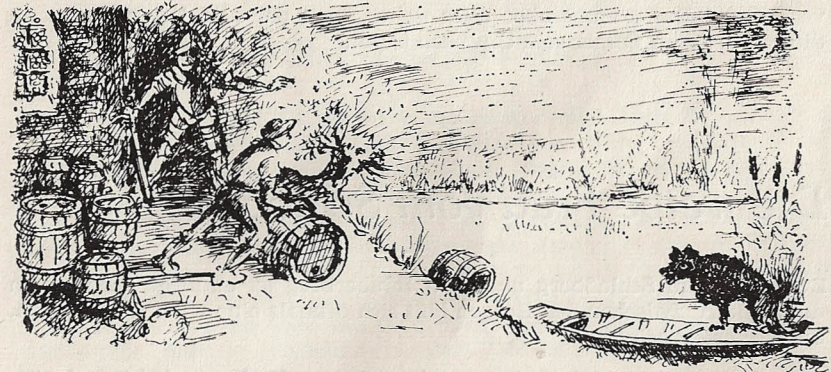
In der dritten Nacht rief es wieder: Trampe! Da trat der Böttcher auf den Kirchhof hinaus, und als er sich umsah, war es ihm, als liefe etwas wie ein Hund zwischen den Gräbern hin und her. Er konnte es aber nicht genau sehen, denn das Gras stand sehr hoch auf dem Kirchhof. Trampe folgte der Spur, die zum Wasser führte. Am Strom angekommen, erblickte er einen Kahn, der mit dem Vorderteil auf dem Trocknen lag. An der äußersten Spitze des Kahns stand ein schwarzer Pudel mit zwei Feuer-Augen und sah Trampe herausfordernd an, daß dieser dachte: Hier ist Einsteigen das beste. Kaum hatte er Platz genommen, da fuhr der Kahn wie ein Pfeil in den Fluß hinein und über das Wasser fort, als ob er von hundert Händen geschoben werde.



Keiner steuerte, keiner führte das Ruder; aber der Kahn wendete rechts oder links, immer wie der Pudel den Kopf drehte. So kamen sie bis an den Schloßberg. Der Kahn lief jetzt auf, beide sprangen ans Ufer und stiegen bergan.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Der Mond war untergegangen; aber ob nun der Hund rückwärts bergan lief oder den Kopf nach hinten gedreht hielt, Trampe sah immer die zwei Feueraugen vor sich, die ihm den Weg bis oben zeigten. Als er in den Burghof trat, standen da wohl hundert Fässer, alle voller Gold. Das war so blank, daß es im Dunkeln blitzte. Das Schloß selbst lag in finstere Nacht gehüllt. Nur die Fenster glühten mitunter auf, und allerlei Gestalten wurden dahinter sichtbar, Ritter und Edelfräulein, die kicherten und lachten. Dahinter klang es wie leise Musik und Tanz. Trampe sah und lauschte. Aber nicht lange, da trat ein Ritter an ihn heran, legte ihm seine schwere Hand auf die Schulter und fragte, ob er der Böttcher aus Freienwalde sei. Als Trampe das bejahte, befahl er ihm, alle Fässer zuzuschlagen, und sagte: „Das dreizehnte Faß ist deins!“

Trampe zögerte nicht lange, er ging sogleich an die Arbeit und schlug alle Fässer zu. Das dreizehnte, das er vorsichtig gleich beiseite gestellt hatte, rollte er den Berg hinunter. Als er damit fertig war, wollte er wieder heim. Da fuhr es ihm auf einmal durch den Sinn, ob der Ritter nicht jedes dreizehnte Faß gemeint haben könne.



Schon rollte er heimlich ein zweites Faß bergab. Doch als er unten ankam, lag nur ein Faß da. Hm, dachte Trampe, wirst es nochmal versuchen. Er stieg wieder bergauf und rollte ein drittes Faß hinunter. Das aber war es ja gerade, was die Geister gewollt hatten. Als der Böttcher wieder unten ankam, war alles verschwunden. Da lag kein Faß mehr, und am Bug des Kahns saß ganz allein wieder der Pudel und sagte: „Trampe, du hast verspielt!“

Das ärgerte Trampe, und er dachte, als sie zurückfuhr: Das soll mir nicht wieder passieren. Es ist ihm auch nicht wieder passiert. Denn die Uchtenhagen haben ihn nie wieder holen lassen, wenn sie einen brauchten, um ihre Fässer zuzuschlagen.

Das klingende Fließ

Unterhalb des Schloßberges klingt es in der Schlucht wie ein Quell, der über Kiesel fällt. Es ist das „Klingende Fließ“, und die Leute erzählen, daß in ihm eine Glocke versunken sei, die man zuzeiten noch hören kann. Einmal war ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren. Damals reichte das Wasser noch so weit, denn die Chaussee zwischen Freienwalde und Falkenberg war noch nicht gebaut. Plötzlich kam ein schwarzer Hund angerannt und wollte mit in den Kahn. Der Schiffer mochte es nicht zulassen. Auf einmal erklang die Glocke im Fließ:

Anne Susanne,
Willtu mit to Wasser oder to Lanne?

Da wurde ihm so angst und bange, daß er den Hund hineinließ. Der sprang auch sogleich in die Ecke und kauerte sich ganz still nieder. Nach einer Weile aber verschwand er wie ein Schatten und war schließlich ganz fort. Das wurde dem Schiffer denn doch zu unheimlich. Er machte, daß er schnell wieder nach Hause kam.

Auf der alten Straße von Freienwalde nach Falkenberg war es früher immer etwas unheimlich. Hier hat sich auch mancher Fuhrmann festgefahren und erst durch einen sehr kräftigen, derben Fluch wieder freimachen können. Nur Fluchen, sagen die Leute, kann hier solchen Zauber vertreiben! Das kommt aber alles daher, weil der alte Uchtenhagen an diesem Ort noch immer sein Unwesen treibt.

Die weiße Frau vom Schloßberg

Zwischen dem Schloßberg und dem Räuberberg ist es nicht geheuer. In der Schlucht zwischen den Bergen läßt sich oftmals eine weiße Frau sehen. Sie will erlöst sein.

Einst hat es einer unternommen, sie auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da war es ihm auf einmal, als würde ein Baum gefällt und fiel auf ihn. Doch die weiße Frau hatte ihm vorher schon alles gesagt, wie es kommen werde. Darum ging es ruhig weiter. Wie nun aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen anrollte und ganz nahe herankam, da war es ihm, als ob der Wagen umschlagen und ihn begraben würde. Schnell trat er beiseite. Sofort war alles verschwunden, auch die weiße Frau.

Die weiße Frau zeigt sich hier in verschiedenen Gestalten: bald ist sie ein Bettler, dann wieder ein kleiner Junge, der die Leute aufsucht. Besonders läßt sie sich Johanni um Mitternacht sehen. Dann liegt auch auf dem Schloßberg ein Schatz offen, der allen sichtbar ist.

Der weiße Wassernix im Baasee

In der Martinsnacht des Wintermonds – in der Nacht zum 12. November – leuchtet mitten auf dem geheimnisvollen Baasee ein seltsamer Feuerschein. Dann geht der weiße Wassernix dreimal um den See herum und ist so hell und klar zu erkennen, daß alle Leute, die am Martinstag zuvor niemand betrogen haben, ihn deutlich sehen können, aber nur auf kurze Zeit, dann verschwindet er mit großem Gezisch mitten in der Flut.

Unter den Leuten geht das Gerede, der Wassermann sei der Geist eines bösen Raubritters, den einst in grauer Vorzeit ein gequälter Bauer wegen seiner Grausamkeit erschlagen habe. Nun geht der Ritter im Baasee um und rächt sich an den Nachkommen des Bauern. Wenn einer von ihnen im See badet, faßt ihn der Nix bei den Füßen und zieht ihn in die Tiefe hinab; dort saugt er ihm das Herzblut aus.

Auch viele andere Badelustige sind im Baasee ertrunken und nie wieder ans Tageslicht gekommen, unter ihnen auch einst drei Bürger aus der Stadt Freienwalde.

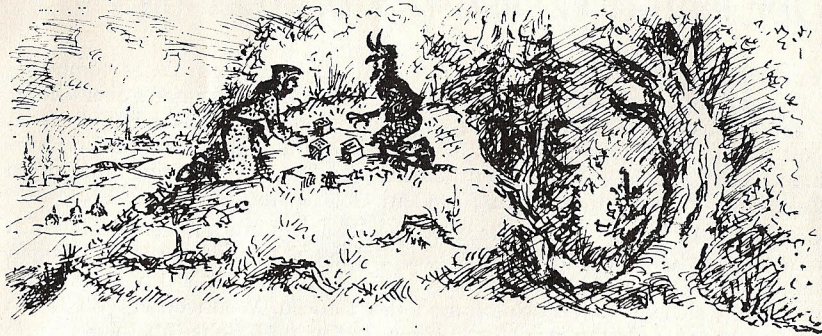
Noch heute wird der See als Badestelle gemieden; denn selbst am hellen Tag ist es dort gefährlich.

Die Sage vom Paschenberg

Einst kam der Teufel auf seinen Wanderungen auch nach Falkenberg in der Mark mit seinen prächtigen Wäldern. Der Böse war wie immer schrecklich anzuschauen, mit Pferdefuß und langem Bocksschwanz, feuerglänzenden Augen und Schweinsborsten statt der Haare, mit zwei Hörnern und einer furchtbaren Habichtsnase, dazu gräßlich langen Katzenkrallen an der linken Hand an Stelle der Fingernägel. So stieg er den steilen Hang des Berges empor, wo jetzt die Carlsburg steht, um die herrliche Aussicht auf das Oderbruch zu genießen. Schon von weitem entdeckte er mit seinen scharfen Augen ganz oben auf dem Berg einen Mönch in grauer Kutte, anscheinend ganz in Andacht versunken. Das ist einmal ein ganz besonderes Fressen für mich, ein Frommer! dachte der Teufel, und husch, schnell wie der Wind rauschte er auch schon in seinem feuerroten Wams zu dem aufschreckenden Mönch heran.

„Laß uns an die Arbeit gehen!“ fuhr er ihn an. „Ich mache dir einen Vorschlag, den du als guter Christ nicht abschlagen kannst. Laß uns würfeln! Wer den besten Wurf tut, ist Sieger; verlierst du, gehört mir deine Seele, verlierst ich, dann gebe ich dir zehn Christenseelen aus der Hölle frei. Ist das nicht ein guter Vorschlag?“ – „Zehn Christenseelen aus der Hölle frei, zehn Verdammte frei!“ stammelte bestürzt der blasse Mönch – und willigte ein.

Da grinste der Teufel hinterhältig, zog schmunzelnd rasch drei Teufelswürfel aus seiner prall gefüllten Tasche und rollte sie über den großen,



platten Stein, der gerade neben ihnen lag. „Dreimal Pasch, dreimal die Sechs!“ rief er triumphierend. Das war der höchstmögliche Wurf! Der Mönch erzitterte und sandte sehnsüchtig einen Stoßseufzer zum Himmel:

Bewahr mich vor der Höllenpein,
zehn Seelen gilt es zu befrein!

„Nichts da!“ brüllte der Teufel vor Ärger. „Meine achtzehn Augen stehn! Ja, Mönchlein, mit dem Teufel ist schlecht würfeln. Laß dein Geplärr und wirf!“ Da faßte der Mönch Mut und tat den Wurf.

Drei Würfel polterten über den Stein, gespannt verfolgten die beiden ihren Lauf. Dem Mönch aber war es, als durchzucke ihn leise ein Kraftstrom. — Jetzt lagen die Würfel still. Erstaunt sahen sich beide an: Dreimal Pasch und eine Eins, ein Würfel war zersprungen, und der Splitter zeigte noch eine Eins — das waren neunzehn Augen! Da heulte der betrogene Teufel auf, griff hastig nach seinen Würfeln und stürzte sich voller Wut als rotglühender Feuerstrahl in den Abgrund.

Das Volk, das bald von diesem Würfelspiel erfuhr, nannte den Berg den Paschenberg. Und so heißt er bis auf den heutigen Tag.

Ketzerberge und Ketzerdörfer an den Ufern der Oder

Das uralte Oderbruchdorf Gabow, heute Ortsteil der Gemeinde Schiffmühle, gehörte zu den sogenannten Ketzerdörfern. Es wird berichtet, daß einige Gabower bereits Ende des 14. Jahrhunderts als „Ketzer“ auf dem Scheiterhaufen zu Angermünde (damals „Ketzerangermünde“ genannt) verbrannt worden seien.

Sechzig Jahre später, im Jahre 1458, war die Inquisition wiederum solchen Ketzern auf der Spur, auch in Gabow. Als nämlich die Hussiten auf ihren

Kriegszügen durch die Mark Brandenburg kamen, waren sie auch bis zur Oder vorgedrungen und sollen dort Dörfer niedergebrannt, aber auch neue Siedlungen aufgebaut haben. In diesen neuen Dörfern, so erzählt die Sage, habe man noch viele hundert Jahre später einige Altäre aus dieser Zeit gefunden, vor denen die „Ketzer“ ihre Gottesdienste nach Art der ersten Christen verrichtet haben sollen. Daher nennt man diese Dörfer, zu denen auch Gabow gehört, die „Ketzerdörfer“. Ihre Beziehungen waren weit verzweigt und reichten auch bis nach Freienwalde.

Auch die Ketzerberge am jenseitigen Ufer der Oder mögen aus diesem Grunde ihren Namen erhalten haben.

Der dankbare Storch

In früherer Zeit, so erzählt man sich in Gabow, stand auf dem Scheunendach des Fischers Schulz ein Storchennest. Einst wollte das Storchchenpaar im Frühling wie gewöhnlich wieder sein Nest dort beziehen. Doch da zeigte sich ein anderer männlicher Storch, und es entbrannte ein heißer Kampf um das Weibchen. Der fremde Storch blieb Sieger, sein Gegner wurde fürchterlich zugerichtet, stürzte vom Scheunendach und brach sich ein Bein. Das Weibchen wollte aber durchaus nichts von dem fremden Storch wissen, sondern blieb ihrem verunglückten Männchen treu, so daß der fremde Storch endlich das weite suchte.

Die alte Schulzen nahm sich des Verwundeten an, verband ihm den Fuß und heilte ihn, worauf der Storch eine große Zuneigung zu ihr an den Tag legte. Als er vollständig wiederhergestellt war, sagte eines Tages die Alte, die vor der Tür in der Sonne saß und Wolle spann, zu ihrem Liebhaber, der ohne Furcht auf dem Hof umherlief, sein Futter aus der Hand seiner Retterin nahm und dann aufs Dach zu seinem Weibchen zurückflog: „Kneppendräger, ik hebbe di nu dien Been jeheelt, nu kannst du mi ut jennet Land, wo du nu balle hentreckst, ook för mine Moe wat metbrennen.“ (Knabenbringer, ich habe dir nun dein Bein geheilt, nun kannst du mir aus jenem Land, wo du nun bald hipziehst, auch für meine Mühe etwas mitbringen.)

Das Storchchenpaar zog bald darauf fort, und als es im nächsten Frühjahr wieder erschien, saß die Alte zufällig wieder vor der Hintertür im Sonnenschein. Siehe, da flog der Storch ganz dreist zu ihr vom Dach hernieder und ließ aus dem Schnabel eine goldene Münze in ihren Schoß fallen. Auf der Münze stand eine seltsame Inschrift, die selbst der Prediger in Freienwalde nicht lesen konnte. Lange wurde das Goldstück in der Familie als Andenken aufbewahrt, kam dann in das Schulzenamt und von hier an den Amtmann in Neuenhagen. Der Amtmann hatte nämlich die bei einem Gelage erzählte Geschichte für ein Märchen gehalten und durch den Augenschein eines besseren belehrt werden müssen. — Wo aber seitdem die Goldmünze verblieben ist, das weiß niemand, da der Amtmann aus Neuenhagen fortgezogen ist.

Der Kobold in Altreetz

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Altreetz eine Witwe, von der allgemein das Gerede ging, sie habe einen Kobold. Sie verfügte immer über reichlich Geld, verließ niemals ihre Wohnung, verrichtete alle Hausarbeit allein und hielt einige Zimmer vor Fremden verschlossen. Wenn die Dienstboten mittags nach Hause kamen, stand pünktlich die Mittagsschüssel dampfend auf dem Tisch. Meist gab es Backobst mit Klößen, so daß das Gesinde bald dieses Gerichtes überdrüssig wurde. Niemals aber waren auf dem Herd, auf dem das Essen gekocht wurde, Spuren von Feuer zu bemerken. Daher faßte der Großknecht den Entschluß, die Sache zu untersuchen. Nachdem er eines Tages mit den andern Dienstboten aufs Feld zur Arbeit gegangen war, schlich er heimlich ins Haus zurück und versteckte sich im Ofen, dessen Feuerloch zur Küche hin ausmündete.

Er mußte dort lange hocken und warten; denn zunächst geschah gar nichts. Endlich, kurz vor 12 Uhr mittags, kam die Bäuerin angeschlurft. Sie machte aber kein Feuer im Herd, statt dessen beschrieb sie mit der Hand an der schwarzgeräucherten Schornsteinwand einen Kreis. Sogleich fing es an zu knistern, wie wenn Feuer brannte. Dann öffnete sich der Kreis in der Wand, ein Kobold steckte seinen häßlichen Kopf heraus und rollte furchtbar mit den Augen. Sogleich hielt ihm die Bäuerin die Mittagsschüssel vor das Maul und sagte: „Matz, kotz' doch!“ Der Kobold sagte drauf: „Mama, er guckt!“ Die Frau sah sich um, bemerkte aber niemand. Da glaubte sie, der Kobold habe sie nur zum besten, drohte ihm mit dem Finger und hielt ihm wieder die Schüssel vor das Maul. Wieder knisterte es im Schornstein, und der Kobold spie das Mittagessen, Backobst mit Klößen, dampfend hinein. Und dabei sagte er jedesmal, wenn er sein Maul öffnete: „Mama, er guckt!“ Das ging so lange, bis die Schüssel voll war. Da tischte die Witwe das Mittagessen auf. Es war auch höchste Zeit, denn das Gesinde erschien kurz darauf in der Stube.

Der Großknecht hatte sich endlich unbemerkt aus seiner unbequemen Lage befreien können. Aber von Stund an fiel er in eine schwere Krankheit. Kaum genesen, verließ er seine Arbeitsstelle. Auch das übrige Gesinde mochte es hier nicht länger aushalten; denn es hatte natürlich längst erfahren, wie es mit dem Kobold im Hause zuging. Die Witwe kam in Verruf, keiner wollte mehr bei ihr arbeiten.

So verfiel das Anwesen, der Acker trug nur noch Disteln, die Hofstelle verkam und lag bald wüst und öde da. Nur zuweilen rumorte es im Haus, und die Vorübergehenden beeilten sich vorbeizukommen.

Jahr und Tag waren vergangen und die Koboldgeschichte fast vergessen. Da erschien in der Walpurgisnacht, in der die Hexen auf ihren Besenstielen zum Blocksberg durch die Lüfte reiten, der Altreetzer Nachtwächter völlig verstört, am ganzen Leibe zitternd, beim Ortsschulzen und meldete, in dem verrufenen Haus habe er einen fürchterlichen Lärm gehört. Eine grelle Stimme habe darin gekreisch und geheult, Türen seien mit großem Krachen zugeschlagen und Lichter gespenstisch hin und her gehuscht. Das habe so eine gute Stunde gedauert. Zum Schluß sei ein blauer Feuerstrahl aus dem Schornstein gefahren und in den Wolken verschwunden.

Da begab sich der Ortsrichter mit seinen Schöffen dorthin, sie fanden aber alle Fensterläden und Türen fest verschlossen. Als auf ihr Klopfen und Rufen keiner öffnete, brachen sie die Haustür auf. Da fanden sie die Witwe in einem Zimmer liegen mit zerrissenen Kleidern, das Haar verwühlt und das Gesicht zerkratzt. Sie war tot!

Rotmützekn

Im uralten ehemaligen Oderbrucher Fischerdorf Altreetz diente einst bei einem Fischer ein Knecht, der zu seinem ärmlichen Arbeitskittel immer eine rote Mütze trug. Deshalb hieß er bei jung und alt Rotmützekn. Mit der Arbeit dieses sonderbaren Kauzes war der Fischer wohl zufrieden; aber die Altreetzer munkelten, er halte es mit den Geistern und Gespenstern. Besonders Sonntag vormittags, wenn sie alle, wie üblich, in der Kirche waren, spukte und tobte es unheimlich auf den Heuböden herum.

Eines Sonntags, es war kurz nach Weihnachten, fing der Spuk wie gewöhnlich an. Dann gab es auf einmal einen fürchterlichen Krach und ein gewaltiges Getöse zwischen Rotmützekn und seinen gespenstischen Gästen, so daß die Häuser ringsum erzitterten. Eine Stallbodentür wurde auf den Hof hinausgeschleudert. Und als die entsetzten Dorfbewohner herbeieilten, fanden sie Rotmützekn an einem Kreuzbalken hängen. Er war tot.

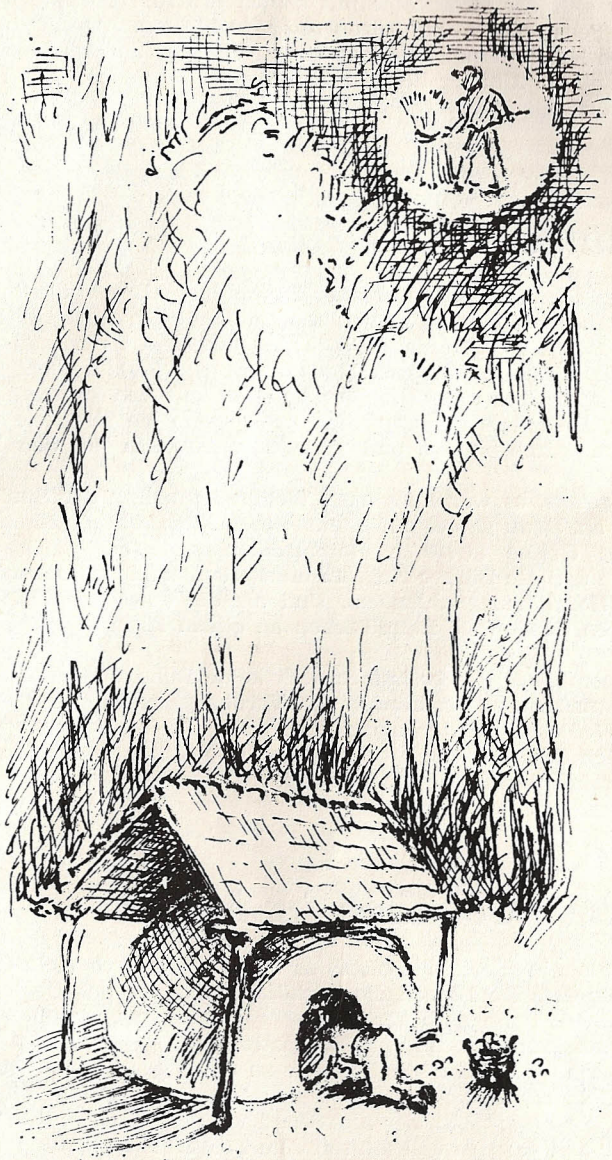
Nach seinem Tode gab er immer noch keine Ruhe. Bald saß er auf der Kirchhofsmauer und erschreckte die Vorübergehenden, bald erschien er auf der Weide den Hirten als klapperdürres Skelett und trug dabei auf dem hohlen Schädel, wie gewohnt, seine rote Mütze. Da sagten dann die Leute: „Rotmützekn war wieder mal im Dorf!“

Der Backobstdieb im Mond

Vor mehr als hundert Jahren gab es um Altreetz noch viele Obstgärten, und hinter dem Dorf lagen die Backöfen, in denen das Obst getrocknet wurde, um es dann nach Wriezener oder Berlin zu verkaufen. Die Öfen wurden immer mit einem Bund Erbsenstroh zugestellt.

Das machten sich zwei Fischerknechte zu nutze. Sie wollten Obst stehlen und zu Geld machen. Aber der Mond schien sehr hell in dieser Nacht. Da sagte der eine: „Ach, der alte Mond wird uns schon nicht verraten!“ Drauf der andere: „Ich will ihn mit dem Erbsenbund zuhalten, dann sieht er nicht, wie wir das Obst aus dem Ofen holen!“

Kaum hatte er das gesagt, war er auch schon vor den Augen seines Diebsgesellen verschwunden. Vergeblich suchte er ihn überall. Schließlich entdeckte er ihn auf dem Mond, wo er noch immer das Erbsenbund in den Händen hielt. Dort kann man ihn noch heute sehen.



Der Fuchs lernt fliegen

Einst hat der Fuchs auch fliegen lernen wollen. Es schien ihm doch zu schön, so durch die Luft zu schweben und sich die Welt von oben herab zu besehen. Aber eigentlich wollte er es gar nicht. Hauptsächlich lag ihm daran, in der Luft bequemer rauben zu können. Soeben hatte er einen Gänserich entdeckt, der mit einer ganzen Tracht Gänse über seinen Kopf hinweggeflogen war und sich dabei noch über ihn lustig gemacht hatte.

Doch keiner wollte ihn das Fliegen lehren. Endlich fand sich ein Knäppenär, ein Storch, bei Altreez dazu bereit. Der zeigte ihm, wie er es machen müsse, und nahm ihn dann mit hoch in die Lüfte hinauf.

Wie sie nun ganz oben sind, läßt der Storch ihn fallen. Doch der Fuchs kann nicht fliegen, er stürzt kopfüber geradenwegs hinunter auf die Erde. Der Knäppenär klappert ihm nach: „Bruder Fuchs, immer schräg, immer schräg!“ Doch dieser kann nicht steuern und knallt – pardautz! – gewaltig auf die Erde, kommt aber noch lebendig davon.

„Na, wie hat dir denn das Fliegen gefallen?“ fragt ihn drauf der Storch. Aber der Fuchs sagt nur: Das Fliegen ginge schon, aber das Setzen, das Setzen! und hat es nie wieder versucht.

Die Hasen und die Frösche

Einst nahmen sich die Hasen vor, sich alle zu ersäufen, weil sie sich vor allem fürchteten, ja, selbst vor kleinen Tieren ausreißen müßten. So machten sie sich auf den Weg zum Wasser, wovon es im Oderland ja reichlich gibt. Da saßen eine Menge großer, grüner Frösche und Padden am Ufer im Gras und auf den grünen Blättern der Seerosen. Voller Behagen reckten und streckten sie alle Viere von sich und quäkten dabei, daß einem ganz dumm im Kopf werden konnte:

Baku – baku – baku
 Morjen – morjen – morjen
 Wäern – wäern – wäern?
 Eikikik, eikikikik
 Eikikikikikiki!

Die Hasen hörten das Geplärr erst von fern, dann hoppelten sie voll Neugier näher heran. Da erschranken die Frösche, die am Ufer saßen, vor den vielen Hasen und schrien laut:

Wech! – wech! – wech!

Und einer nach dem andern plumpste so schnell, wie er nur konnte, ins Wasser. Die andern, die im Wasser auf den schönen Blättern der Seerosen saßen, reckten die Köpfe und guckten, was denn los sei. Kaum hatten sie die Hasen erblickt, da schrien auch sie aus Leibeskräften:

Wech! – wech!

Im Augenblick waren alle verschwunden, als habe der Wind sie weggepustet. Die Hasen standen ganz verduzt da. Das hatten sie noch nie erlebt. Sollten sie sich nun fürchten und ausreißen? Doch schnell besannen sie sich und kehrten um, vergnügt und froh, daß es doch wenigstens noch ein Tier in der Welt gab, das vor ihnen Reißaus nahm.

Der Spuk bei Altwriezen

Als das Dorf Neulietzegöricko erbaut wurde, lebten dort zwei Brüder, namens Hönow, die Handel mit Schweinen aus dem polnischen Nachbarland trieben. Einst erzürnten sich beide, und der eine trieb seine Schweine nach Altwriezen, um sie dort zu verkaufen. Sein Bruder eilte ihm zu Pferde nach und holte ihn an der Stelle ein, wo früher die Woltzitze, ein Nebenarm der Oder, floß. Hier entbrannte ein erbitterter Kampf zwischen beiden Brüdern, wobei der eine erschlagen wurde. Seit dieser Zeit ist es an dieser Stelle nicht geheuer. Viele haben hier schon einen Spuk erlebt, und die Leute mieden früher lange Zeit das Gelände, bis es schließlich bebaut wurde.

So kam einst ein alter Fischer aus Altwustrow von einer Kirmesfeier in Altwriezen zurück. Es war schon spät in der Nacht. Er war schnell gelaufen und trug überdies ein tüchtiges Päckchen Kirmeskuchen mit sich. Ermüdet setzte er sich auf einen Zaun, um ein wenig zu verschnaufen. Doch kaum hatte er sich niedergelassen, da krachten drei starke Schläge gegen den Zaun, das Kuchenpäckchen aber war verschwunden. Entsetzt sprang der Fischer auf und lief davon. Schweißgebadet kam er zu Hause an und fiel sogleich in eine tiefe Ohnmacht.

Manchmal erschien an diesem Fleck ein schönes, großes Kalb, um dort friedlich zu grasen. Doch wenn die Grasmäher es greifen wollten, führte es sie gewöhnlich in den Sumpf und verschwand darin augenblicklich.

Der Gastwirt von Neulietzegöricko kam eines Abends spät mit seinem Wagen voll Bier an dieser Stelle vorüber. Da standen die Pferde plötzlich still und wollten nicht mehr anziehen, so sehr sie der Fuhrmann auch antrieb. Ihm blieb nichts anderes übrig, als auszuspannen und nach Hause zu reiten; denn alle vier Räder waren vom Wagen abgezogen. Am andern Morgen waren sie wieder an ihrer Stelle, als ob nichts geschehen sei. Nun war es gar nicht schwer, den Wagen nach Hause zu fahren.

Das spukende Schiffermädchen

Vor vielen Jahren lag einmal ein Schiffer mit seinem Kahn in der Oder gegenüber dem Österlingschen Gehöft bei Groß Neuendorf vor Anker. Es hatte über Nacht stark gereift, so daß das Deck des Kahns schwer zu passieren war. Die Tochter des Schiffers, ein hübsches Mädchen, machte

sich auf dem Deck zu schaffen, rutschte aus und fiel ins Wasser. Der Schiffsknecht, ihr Bräutigam, stürzte ihr nach, um sie zu retten; doch auch er fand den Tod in den Wellen.

Der Leichnam des schönen Mädchens wurde noch am selben Tag aufgefunden und konnte geborgen werden, der Bräutigam nie. Nach damaliger Sitte wurde die Leiche der Ertrunkenen am Ufer bestattet, gegenüber der Stelle, wo der Unfall geschah.

Doch die verunglückte Braut fand keine Ruhe im Grab. Sie sucht noch jetzt, vom Damm oder von einem Kahn aus in die Fluten spähend, auf der Oder nachts ihren Bräutigam; sie hat ihn aber immer noch nicht gefunden.

Wenn einer sie erblickt, darf er sie nicht ansprechen, sonst wird sie plötzlich unsichtbar und hockt dem Sprecher auf. Er muß dann eine zentnerschwere Last bis zum nächsten Dorf mitschleppen. — So kam einst ein Einwohner aus Neuendorf spät abends den Damm entlang. Da sah er auf einmal auf der Oder einen Kahn und rief: „Luise!“ — so hieß nämlich das Schiffermädchen. Plötzlich sah er den Kahn nicht mehr, hatte aber nunmehr eine solche Last auf den Schultern hocken, daß er sich nur mühsam vorwärts schleppen konnte. Schweißtriefend erreichte er schließlich das erste Haus des Dorfes. Dort brach er halbtot zusammen und verfiel in eine schwere Krankheit.

Holt über!

Als noch bei Groß Neuendorf die Fähre über die Oder in Betrieb war, vernahmen die Fährleute öfters noch spät abends den Ruf: Holt über! Sie leisteten aber nur mit Widerstreben um diese Zeit Folge, meist nur dann, wenn ihnen die rufende Stimme bekannt war und die Leute ihren Namen nannten; denn sie waren schon wiederholt gründlich genarrt worden.

Wenn sie auf den bekannten Ruf an das jenseitige Ufer gefahren waren, war meist niemand dort, und wenn sie dann riefen, erhielten sie keine Antwort. Kaum aber waren sie wieder eine Strecke zurückgefahren, erscholl die fremde Stimme von neuem, rechts oder links vom Landungsplatz. Ruderten sie dann noch einmal zurück, zeigte sich ihnen ein altes, gekrümmtes Weib mit flatterndem, zottigem Haar. Es rief: „Hier bin ich!“, klatschte in die Hände, schlug ein höhnisches, weithin schallendes Gelächter auf, wurde immer kleiner und kleiner und verschwand zuletzt spurlos.

Man erzählt, das alte Weib sei zu seinen Lebzeiten eine Hexe gewesen, die viel Unglück in der Gegend verschuldet und sich endlich aus Lebensüberdruß in der Oder ersäuft habe. Zur Strafe für ihr ruchloses Leben kann sie im Tode keine Ruhe finden und muß des Nachts an den Ufern des Stroms umherirren, wobei sie den Fährleuten und Reisenden allerlei Streiche spielt. Daher beeilen sich die Leute stets, noch vor Einbruch der Dunkelheit das sichere Ufer der Oder zu erreichen.

Die goldene Hirschkuh

Kam da einst auf dem Oderdamm bei Kienitz eine goldene Hirschkuh angetrollt. Sie war vom jenseitigen Oderufer herübergeschwommen. Als die Kienitzer Bauern und Fischer sie entdeckten, machten sie sich eilig hinterher, um das wertvolle Tier zu fangen. Kurz vor Groß Neuendorf holten sie es ein und hielten es fest. Wie sie aber versuchten, das Tier nach Kienitz zu bringen, sträubte es sich mit aller Kraft so sehr, daß sie es nicht von der Stelle fortbekamen. Da sagte einer, man solle es doch mit einem Strick fesseln und nach Hause tragen. Da hatte aber keiner einen Strick bei sich. Und wie sie noch hin und her redeten, wie solcher am leichtesten zu besorgen sei, vergaßen sie, die Hirschkuh festzuhalten, und schnell entwischte sie den erstaunten Leuten.

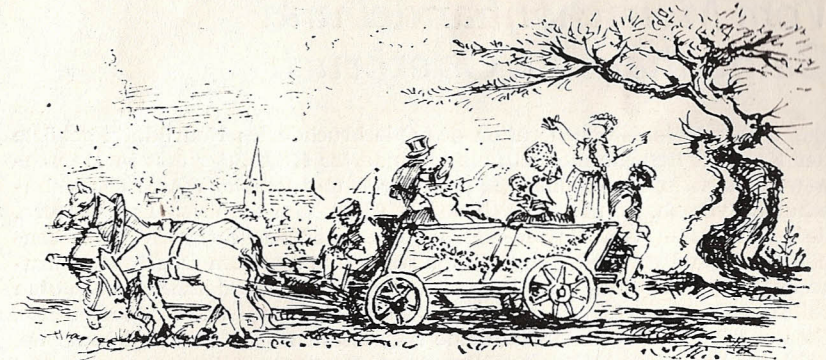
Mißmutig kehrten sie nach Kienitz zurück. Der Dorfschulze aber, der klügste im Ort, schickte am nächsten Tag den Schulzenknüppel durch die Häuser mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand, die ganze Gemeinde habe sich sofort im Schulzenamt zu versammeln. Hier hielt er den Bauern und Fischern eine harte Strafrede: sie hätten das Glück der Gemeinde verscherzt, deshalb habe fortan jeder Bauer und jeder Fischer oder sonstige Eigentümer von Kienitz immer einen Strick um den Leib zu tragen, damit dieser notfalls gleich zur Hand sei. Übrigens seien, so fügte er belehrend hinzu, ein Strick und ein Käsebrot zwei unentbehrliche Dinge, die jeder Kienitzer bei sich führen müsse, denn damit komme er durch die ganze Welt!

Seit der Zeit heißen die Kienitzer im ganzen Oderbruch die „Strickbauern“.

Die krumme Weide bei Ortwig im Oderbruch

Als die Ortwiger noch keine eigene Kirche besaßen, mußten sie ihre kirchlichen Angelegenheiten in Groß Neuendorf erledigen. — Einst sollte ein Säugling getauft werden. Das mußte natürlich in Groß Neuendorf geschehen. Also machten sich die Paten mit dem Kind dahin auf — wegen des schlechten Weges mit dem Fuhrwerk. Als sie an die Stelle kamen, wo der Weg eine Biegung macht und dann geradeaus nach Groß Neuendorf weiterführt, kamen sie rechter Hand an einer auffällig krummen Weide vorbei. Sie ließen den Wagen anhalten und bewunderten die seltsame Gestalt des Baumes. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Er war doch gar zu krumm gewachsen!

Endlich fuhren sie weiter. Als der Neuendorfer Prediger sie nach dem Namen des Täuflings fragte, wußte ihn niemand; sie hatten über der Be-



wunderung der krummen Weide ganz vergessen, wie der Täufling heißen sollte. Sie mußten also einen Boten nach Ortwig zurückschicken, um von den Eltern des Kindes den Namen einzuholen.

Wenn sich seit jener Zeit jemand über etwas sehr wundert, dann heißt es im ganzen Oderbruch: Der wundert sich wie die Ortwiger über die krumme Weide!

Nachtwächter geht um

Der alte Nachtwächter Raasch hatte lange Zeit in Ortwig seinen Posten getreulich versehen und war nun gestorben. Doch im Grab fand er keine Ruhe. Oft sah man ihn nachts bald hier, bald dort umhergehen, wie er seinen Nachfolger bei der Bewachung des Dorfes unterstützte.

Einst fuhr noch spät in der Nacht der Wagen des Bauern Siewert am Kirchhof vorüber. Raasch, der sich gerade von seinem Grab zu einer nächtlichen Wanderung rüstete, ging hinter dem Fuhrwerk her. Da bemerkten ihn die Knechte und trieben die Pferde heftig an, um den Geist loszuwerden. Doch so schnell sie auch fuhren, der Geist des Nachtwächters blieb ihnen auf den Fersen, folgte ihnen überall hin und drang sogar bis auf den Scheunenflur vor, wohin der Wagen gebracht wurde, um nachzusehen, ob die Knechte, wie es sich gehörte, ihren Pflichten bis zuletzt nachkommen würden.

Die Knechte waren sehr müde und wollten sich sofort ins Bett begeben, ohne vorher den Pferden noch Futter vorgeworfen zu haben. Da erhielt jeder von ihnen ein paar so deftige Mauschellen wegen ihrer Nachlässigkeit, daß sie wie tot ins Bett fielen und acht Tage lang krank feiern mußten. Auch auf andere Weise soll Raasch als Geist nachts im Dorf umgegangen sein. Daher fürchteten sich alle Leute sehr vor ihm. Und keiner ging nachts so leicht am Kirchhof vorbei.

Vom Menschenhandel und Galgenhaus im Oderbruch

Zur ersten Kolonistengeneration des Oderbruchdorfes Neurüdnitz gehörte der Kolonist Bruchmüller, ein eingewanderter Hesse, der erst in Manschnow, danach in Neurüdnitz sesshaft wurde und dort das Amt des Lehn- schulzen versah. Er machte sich daran, für seinen früheren Landesherrn, den Kurfürsten von Hessen-Kassel, einen der berühmtesten Menschen- händler damaliger Zeit, junge Kolonistensöhne aus dem Oderbruch anzu- werben, die als Soldaten im Krieg Englands gegen Nordamerika verbluten sollten. Als Friedrich II., der selber seine Untertanen als Arbeitskräfte, Steuerzahler und Soldaten für seine Aggressionskriege dringend brauchte, dahinter kam, ließ er Bruchmüller durch Dragoner gefangennehmen und in die Festung Spandau einliefern. Dort sollte er gehängt werden.

Da machte sich seine Frau mit ihrem vierjährigen Söhnchen auf nach Potsdam, um den König um Gnade zu bitten. Sie traf ihn dort auch im Park von Sanssouci und stellte sich ihm mit den Worten vor: „Ik bin de Brockmöllersche ...“ Beim Klang dieses Namens verfinsterte sich das Gesicht des Königs. Er geriet in heftigsten Zorn und fuchtelte mit seinem Krückstock aufgeregt in der Luft herum. Da bekam es der kleine Junge mit der Angst. Er zupfte seine Mutter am Rock und rief: „Mudder, kümme weg, de Kerl will di schlahn!“ Diese Worte erheiterten Friedrich außer- ordentlich, und nach kurzem Überlegen versprach er, ihren Mann zu be- gnadigen.

Schon nach wenigen Tagen wurde Bruchmüller wieder freigelassen, jedoch streng verwarnt, in Zukunft „die arge Seelenverkäuferei der Brücher“ zu unterlassen. Zur Warnung für Bruchmüller und alle anderen ließ der „menschenfreundliche“ König auf dem Dach des Bruchmüllerschen Hauses einen weithin sichtbaren Galgen errichten.



Warum die Oderdämme nicht ganz gerade sind

Mancher wundert sich darüber, daß die Oderdämme nicht ganz gerade gezogen sind. Das ist so gekommen: Friedrich II. hatte eine Kommission eingesetzt, die die Vermessung des neu gewonnenen Oderbruchlandes vornehmen sollten. Einmal war er selbst dabei und wollte bestimmen, wo die Deiche hinkommen sollten. Da er aber an diesem Tag nicht recht fest auf den Beinen stand, weil er vorher zu viel getrunken hatte, wackelte er immer von einer Stelle zur andern, und immer, wenn er seinen Krückstock aufsetzte, sagte er: „Hier kommt er hin, da kommt er hin!“

Daher sind heutzutage die Oderdämme nicht ganz gerade.

Wie die Familie Breitreutz ins Oderbruch kam

Nicht immer läßt sich sagen, woher die Kolonisten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ins Oderbruch eingewandert sind. Von der Familie Breitreutz hat die Chronik der Nachwelt einiges überliefert.

Es war im Jahre 1525, als am 15. Mai bei Frankenhausen in Thüringen der Große Deutsche Bauernkrieg sein blutiges Ende fand. Thomas Müntzer, der Führer der ersten deutschen Revolution, wurde gefangen, grausam gefoltert und dann enthauptet. Vom geschlagenen Haufen der Bauern fiel feigem Mord zum Opfer, wer sich nicht retten konnte.

Einer von ihnen, Martin Breitreutz, der in dieser Schlacht schwer verwundet worden war, starb an seinen Wunden. Sein Sohn rettete sich vor der Verfolgung und floh nach Dramburg. Seine Nachkommen lebten dort über hundert Jahre, bis der Dreißigjährige Krieg sie heimatlos machte und die Familie zwang, in Polen Zuflucht zu suchen. In dem damaligen Eichberg erhielt sie den Schulzenhof und breitete sich von dort weiter aus. Als aber der Fürst dieses Landes, der berüchtigte, stolze Magnat Sapieha seinen Untertanen das Leben zur Hölle machte, griffen die Breitreutz aus Not wieder zum Wanderstab und kamen ins Oderbruch, wo damals viel Neuland zur Verfügung stand. Sie siedelten als Kolonisten in Neulewin, Neuwustrow und Neuküstrinchen. Die Nachkommen des wackeren Parteigängers der Bauernrevolution leben bis auf den heutigen Tag im Oderbruch.

Das Briefgeheimnis

Friedrich II. legte Wert darauf, daß die Kolonisten aus dem Oderbruch in ihre alte Heimat schrieben, um ihren Verwandten und Bekannten mitzuteilen, wie gut es ihnen in der neuen Heimat gehe; denn es war schon zu oft vorgekommen, daß viele von den ersten Einwanderern wegen der schweren Aufbauarbeit in der unwirtschaftlichen Gegend wieder davon-gelaufen waren.

Deshalb befahl auf Veranlassung des Königs die Kriegs- und Domänenkammer dem Amtswalter Struve in Wriezen am 11. Mai 1769, er solle „alle vernünftigsten und ordentlichsten Kolonisten vor sich fordern und sie sowohl zum Hinschreiben nach ihrer Heimat an ihre Verwandten, als auch zum Hinreisen durch vernünftige Vorschläge und Vorstellungen animieren ...“

Und damit besonders und wenigstens das Hinschreiben geschieht, muß das Amt den Kolonisten die Briefe ebenfalls schreiben oder die geschriebenen sich vorzeigen lassen und alsdann die Post sicher befördern. — So wird aus dem Oderbruch-Etablissement mit Sicherheit gesagt werden können, daß es den darin angesetzten Kolonisten recht gut gehe.“

Die Frösche von Neubarnim

Wo Frösche sind, da hört man sie auch quaken, sobald die Frühlingssonne sie aus dem Winterschlaf geweckt hat. Und in Neubarnim gab es an schönen Frühlings- und Sommerabenden ein Paddenkonzert nach allen Regeln der Kunst. Die „Bahrnschen“ saßen vor ihrer Haustür, hörten nachdenklich zu und wunderten sich gar nicht darüber, daß das Konzert die liebe lange Nacht hindurch währte. Manche Leute wußten sogar nach der Munterkeit oder Schweigsamkeit der Frösche das Wetter zu deuten.

Da war einmal ein Junggeselle. Den ärgerten die Frösche. Er wohnte in unmittelbarer Nähe eines Paddenpfuhls, so daß er das Konzert am besten hören konnte. Es störte seinen Schlaf. Deshalb kam er auf die verruchte Idee, die Frösche umzubringen. Allein traute er sich aber nicht. So ging er zu seinem Freund, einem tapferen Schneiderlein.

„Fernand, wiste mer 'n Gefallen duhn? Ich jib der ooch 'ne Mark!“ — „Jo, warum nich? 'ne Mark verdien' ich mer jerne“, antwortete der Schneider. „Was soll ich denn duhn?“ — „Na, older Freind, nem' der 'n Knippel un kumm mit un helf mer de Padden in'n Deich dodschlahn! Ich kann keene Nacht schlafen vor das Quaken!“ — „Nä, des duh ich nicht!“ sagte der Schneider und lachte ihn aus.

Der alte Junggeselle rang verzweifelt die Hände und ging traurig nach Haus.

Die Sache sprach sich natürlich herum und wurde überall belacht. Bald fand sich einer, der dem Junggesellen einen Possen spielen wollte. Er

ging einen ganzen Scheffelkorb voll Padden und schüttete sie in den „Deich“. Nun war der Teufel los. Die Frösche quakten anhaltender, vielmehr, fürchterlicher denn je. Der alte Junggeselle war der Verzweiflung nahe.

Da erbarmte sich seiner die Gemeinde und ließ den Paddenpfuhl und alle andern „Deiche“ zuschütten. Seit dieser Zeit gibt es in Neubarnim keine Frösche mehr.

Aus schwerer Zeit

Im Oktober und November 1807 war ein Komet zu sehen, den Professor Huth in Frankfurt an der Oder entdeckt hatte. Sein Erscheinen erregte damals abergläubische Gemüter sehr. Noch mehr gerieten sie in Verwirrung, als im Sommer 1811 ein anderer großer Komet sich zeigte. Banges Fragen und Raunen ging von Mund zu Mund.

In Gusow, so erzählte man sich, sei dem Nachtwächter um Mitternacht in der Nähe der Kirche ein Männlein begegnet. Das trug einen Sack in den Händen und forderte den Nachtwächter auf, hineinzugreifen. Beim ersten Griff zog er eine halbe Ähre heraus, und das Männlein sagte: „So wird es in diesem Jahre sein. Ihr werdet nur die Hälfte ernten.“

Abermals mußte der Nachtwächter hineinlangen. Da zog er eine taube Ähre heraus, und das Männlein sagte: „So wird es übers Jahr sein. Ihr werdet eine Mißernte haben.“ Zum dritten Mal mußte er hineingreifen. Als er seine Hand herauszog, war sie mit Blut befleckt. Da sagte das Männlein: „So wird es in zwei Jahren sein. Da wird Krieg kommen.“

Es kam, wie es das Männlein gesagt hatte. War die Ernte 1810 mager, so gab es 1811 eine Mißernte. Im Frühjahr 1812 aber brach Napoleon auf, um mit seiner „Großen Armee“ in Rußland einzufallen.

Kleine Perschon und schön' Mamsellchen

Es war im Jahre 1812. Damals waren die Franzosen auch nach Möglin, dem kleinen Dorf bei Wriezen, gekommen; siegesgewiß und stolz marschierten sie durchs Oderbruch immer weiter nach Osten, dem fernen Moskau zu. Nur wenige von ihnen kehrten zurück, zerlumpt und zerfetzt, elend, hungrig und sterbenskrank. Dabei wütete draußen auch in Möglin gnadenlos ein strenger Winter, daß die Fensterscheiben vor Frost zersprangen. Wenn dann die Mögliner einen kurzen Augenblick vor ihre Haustür traten, fanden sie immer wieder erfrorene, verhungerte Franzosen auf der Dorfstraße liegen, meist blutjunge, zarte Bürschchen. Sie

wurden sang- und klanglos in der hartgefrorenen Erde verscharrt. Die Eltern im fernen Frankreich mochten dann lange vergeblich auf ihre Söhne gewartet haben...

Ja, die Urgroßeltern konnten viel aus jenen schweren Tagen erzählen. Niemals aber, und das betonte Urgroßmutter immer wieder, traten die französischen Soldaten in Möglin herrisch oder gewalttätig auf.

Ein französischer Offizier, krank und schwach von den Strapazen des Marschierens, blieb einige Tage in seinem Mögliner Quartier zurück. Er sprach leidlich deutsch und unterhielt sich gemütlich mit seinen Wirtsleuten. Sie hatten ihm eine kleine Kammer als Unterkunft eingeräumt, in der er auch seine Verpflegung aufbewahrte. An den Mahlzeiten der Familie nahm er teil und brachte dann seine Verpflegung an den gemeinsamen Tisch mit. Da geschah es denn zuweilen, daß er sein Kommißbrot kopfschüttelnd betrachtete, bevor er davon aß. Eines Abends sagte er lächelnd zur Urgroßmutter: „Frau, hat sie gesehen kleine Perschon, spitz Gesicht, langen Haarzopf? Geht mir immer bei mein Brot Kommiß. Wenn ich sie noch mal attrappiere, gleich mordzackeriere.“

Wen meinte der junge Krieger? – Die Maus!

Nach den Franzosen trafen die Russen auf der Verfolgung im Oderbruch ein. Der Empfang, den die Bevölkerung den ersten Russen bereitete, war unbeschreiblich. Meilenweit pilgerten die Menschen den Anrückenden entgegen und begrüßten sie jubelnd mit Tücherschwenken und Blumen. Die Kosaken nahmen die Schuljugend zu sich aufs Pferd und ließen sich unter dem Beifall der Menge ihre Quartiere zeigen.

Einige unter ihnen konnten etwas deutsch, und wofür sie keine Worte fanden, da wußten sie sich leicht durch Gesten verständlich zu machen. „Bauer, schaff du Fisch! Allé pascholl!“ war wohl ihre richtigste und meist gehörte Rede. Manchmal faßten sie auch ihren Quartierwirt gutmütig am Rockknopf oder Ohr, machten mit den Händen eine reibende, rührende Bewegung oder deuteten mit der Reibekeule an, daß sie Rührkartoffeln wünschten.

Bei den Urgroßeltern freudenten sich die Russen sogleich mit den Kindern im Hause an, spaßten und spielten mit ihnen. Großmutter, damals die Jüngste im Haus, wohl zwei Jahre alt, ließen sie auf dem Tisch tanzen. „Schön Mamsellchen!“ riefen sie dann, und das kleine Mariechen sprang und tanzte vor den fremden Soldaten nach Herzenslust, weil sie so nett waren.

Das Kälbchen

Als in den bösen Tagen des Jahres 1838 das Hochwasser das Oderbruch in große Not brachte, stand in Neureetz beim Schmiedemeister Neumann das Rindvieh bereits knietief im Wasser. In diesen Tagen sollte eine Kuh kalben. Wo konnte man für das Tier noch einen trockenen Platz finden?

Es fand sich kein Ausweg. Voller Sorgen begaben sich Meister und Meisterrin zur Ruhe.

Als sie früh morgens in den Stall kommen, begrüßt sie die Alte mit fröhlichem Gebrumm. Ein neugeborenes Kälbchen liegt gesund und behaglich in der Krippe.

Wie die Mutter das Kunststück fertig gebracht hat, ist ihr Geheimnis geblieben.

Tierschinder geht um

Es soll noch gar nicht so lange her sein, da hat sich oftmals auf dem Friedhof von Broichsdorf, einem Ortsteil von Falkenberg, ein weißes Kalb gezeigt. Das blickte jeden mit großen, feurigen Augen an. Eine alte Falkenbergerin erzählt davon. Auch ihr längst verstorbener Mann habe es einmal gesehen, als er spät abends über den Friedhof gegangen sei.

Mit dieser Erscheinung soll es folgende Bewandnis haben: Es hat einmal in Broichsdorf ein sehr gewalttätiger und grausamer Schlächter gelebt. Als er gestorben war, hat er zur Strafe für seine Gewalttätigkeiten im Grab keine Ruhe finden können. So muß er als weißes Kalb herumspuken.

Carl von Jena reist nach Jerusalem

Vom Brunntal in Freienwalde führt ein Weg, der Fontane-Lehrpfad, in die Berge, der sich stundenweit am Rande tiefer Gründe und Schluchten entlang bis nach Falkenberg hinzieht, ein herrlicher Wanderweg, der einst von dem ehemaligen Besitzer des Gutes Cöthen, Carl von Jena, angelegt worden war, um dort mit seiner Kutsche entlangfahren zu können. Nach ihm ist auch die Carlsburg benannt, die er 1824 auf einer Anhöhe oberhalb Falkenbergs hat erbauen lassen.

Carl von Jena starb auf einer Vergnügungsreise, die er mit seiner jüngsten Tochter nach Neapel unternommen hatte. Die Leute wollten allerdings durchaus nicht an einen natürlichen Tod glauben. So rankten sich bald allerlei Geschichten und Gerüchte um ihn. Die merkwürdigste Geschichte ist die Geschichte von seinem Tod.

Am Sonntag vor seiner Abreise hat sein Kutscher anspannen und den Oberprediger von Freienwalde holen müssen. Er durfte diesmal nicht vor dem Hauptportal des Herrenhauses in Cöthen vorfahren, sondern mußte an einer Gartenpforte aussteigen. Der Kutscher hat ihn dann später an der Staubfontäne abholen sollen, die am Wege zum Paschenberg stand. Da hat dieser gesehen, wie Major von Jena aus dem Hause kam und neben ihm ein Student ging, ganz in Schwarz gekleidet. Der Major ist

mit dem Schwarzen hin und her durch den Garten spaziert, der Oberprediger aber mit einem offenen Buch immer hinterher. Dabei wurde der Student allmählich ganz weiß, und zuletzt, wie sie auf dem Weg zum Paschenberg angekommen waren, war er wie eine feurige Kohle anzusehen.

Als der Oberprediger wieder in den Wagen eingestiegen war, fragte ihn der Kutscher, was das eigentlich gewesen sei, erst schwarz, dann weiß und zuletzt ganz rot! Da hat der Oberprediger geantwortet: „Ja, so etwas habe ich auch noch nicht erlebt, mein Sohn, und möchte es auch nicht wieder erleben und durchmachen!“

Zuletzt hat also Carl von Jena auch nach Jerusalem gewollt. Er hat seine Tochter nebst Bedienung mitgenommen, ist aber nicht zur rechten Zeit dorthin gekommen, sondern nur bis Neapel gelangt. Es ging nämlich nur langsam voran, weil er mit zu großem Gefolge hat reisen müssen. Am Abend seiner Ankunft in Neapel hat ihn ein schwarz gekleideter Herr aufgesucht, den niemand von seinen Leuten gekannt hat. Am Morgen erwachte der Major schwer erkrankt und ist nach drei Tagen gestorben.

Der Kobold von Beiersdorf

In Beiersdorf stand in der Nähe des Kirchhofs ein altes Löwinghaus, ein Laubenhaus, das von dem Bauern Huwe mit seinen beiden Schwestern bewohnt und bewirtschaftet wurde. Alle drei waren unverheiratet und galten als sonderbare Käuze. Eins bereitete den Beiersdorfern besonderes Kopfzerbrechen. Die Huwes hatten immer Geld, obwohl ihre Wirtschaft nicht viel abwarf. Das ging bestimmt nicht mit rechten Dingen zu. Bald hatten sie es heraus: Die Huwes haben einen Kobold, der bringt das Geld ins Haus!

Ein Nachbar wußte besonders gut Bescheid: Der Kobold verrichtet im Hause alle möglichen Arbeiten. Er scheuert und wäscht, er besorgt den Stall und das Fuhrwerk. Er geht ganz in Rot gekleidet, trägt eine rote Jacke und eine rote Mütze!

Jetzt wußten die Beiersdorfer, woran sie waren, und achteten besonders genau auf alles, was bei Huwes geschah. Da sahen sie auch bald, wie der Kobold spät abends aus dem Eulenloch des alten Laubenhauses herauschaute und die Bauern, die auf der Dorfstraße betrunken einherschwankten, mit Kienäpfeln und Steinen bewarf.

Jahre vergingen. Den Huwes blieb der Kobold treu. Nach dem Tode des letzten Huwe aber war er spurlos verschwunden. Da wurde das alte, baufällige Löwinghaus abgerissen, und man fand unter den Dielen und im Keller, in Beuteln versteckt, mehr als tausend Goldstücke. Was aus diesem Schatz geworden, wo er geblieben ist, das weiß heute niemand mehr.

Die goldene Krone von Beiersdorf

Hoch über dem Beiersdorfer Kirchturmknopf ragte noch vor Jahren eine rostige Krone weit ins Land. Wind und Wetter hatten ihr die Vergoldung geraubt und so manchen Zacken herausgebrochen. Tag um Tag, Nacht um Nacht blickte sie aus ihrer luftigen Höhe herab auf das Dorf, auf Wiesen und Felder. Generationen schauten zu ihr hinauf; doch kein Mensch wußte mehr zu sagen, was es mit dieser Krone auf sich hatte. Im Laufe der Zeit umrankte sie die Sage mit so mancher Geschichte.

Einmal, so berichtet sie, erbauten die Leute drei Kirchen, die eine an den Ufern des Rheins, die andere in Beiersdorf, die dritte irgendwo an der Ostsee. Als alle drei Kirchen vollendet waren, bemerkten die Baumeister, daß sie alle in einer geraden Linie standen, deren Mitte die Beiersdorfer Kirche bildete. Aus diesem ganz ungewöhnlichen Grunde setzten sie auf alle drei Kirchen eine vergoldete Krone.

Der tote Salzfuhrmann

Es war einmal ein roher, tückischer Bauer, der brachte eine Fuhre Salz von Freienwalde nach Haselberg. Als er an den steilen Wurzelberg kam, wo der kleine Unkenteich liegt, konnten die Pferde den schweren Wagen nicht hinaufziehen. Der Bauer hieb erbarmungslos auf die Tiere ein, und als das alles nichts half, fing er an, ganz lästerlich zu fluchen, und rief Hölle und Teufel zum Beistand.

Plötzlich erhob sich ein furchtbarer Sturm und warf Fuhrmann, Wagen und Salz in den Pfuhl, der seitdem der Salzpfuhl heißt. Die Pferde rasten querfeldein davon und kamen schweißtriefend in Haselberg an.

Der Fuhrmann aber hat da unten keine Ruhe gefunden; er sitzt des Nachts auf dem Wurzelberg, und wehe dem Wanderer, der dort zu später Stunde vorüber will! Das Gespenst hockt ihm hinten auf und wird zentnerschwer, und er muß es im Schweiß seines Angesichts schleppen, wohin der Ruhelose verlangt, bis der erste Hahnenschrei ertönt. Dann ist er die Last wieder los.

Der mutige Junge von Batzlow

In Batzlow, einem Dorf nicht weit von Wriezen gelegen, pflegten die Bauern früher bei Neugeborenen ein Licht an der Wiege brennen zu lassen und zu wachen, weil sie glaubten, sonst würden die Unterirdischen kommen und in einem unbewachten Augenblick das Kind stehlen und gegen einen ihrer häßlichen Wechselbälge austauschen.

Eines Tages waren die Eltern eines Neugeborenen zur Stadt gegangen und hatten ihren Jungen eindringlich ermahnt, gut auf sein Schwesterchen aufzupassen. Er setzte sich also an die Wiege und bewachte den Schlaf der Kleinen.

Plötzlich kam ein kleines Männchen hinter dem Ofen hervor und gleich danach eine kleine Frau, beide ganz in weiß gekleidet. Sie forderten von dem Jungen, er solle ihnen sein Schwesterchen geben. Doch er weigerte sich. Da traten sie dicht an die Wiege heran und wollten ihm das Kind mit Gewalt entreißen.

Der Junge widersetzte sich mit aller Kraft, denn er war schon recht stark für sein Alter, und prügelte sich mit den beiden herum, bis sie endlich die Flucht ergriffen und wieder hinter den Ofen krochen.

Wäre der Junge nicht so mutig gewesen, hätten die Unterirdischen sein Schwesterchen gegen ihren Wechselbalg ausgetauscht.

Junker Hansens Kehle

Bei der Pritzhagener Mühle zieht sich eine tiefe, zerklüftete Schlucht hin, Junker Hansens Kehle. Dort ist es nachts nicht geheuer. Denn in dieser Schlucht starb Junker Hans von Rützen, der letzte seines Stammes, einen schrecklichen Tod.

Den Herren von Rützen gehörte neben anderem reichen Grundbesitz auch das Dorf Pritzhagen. Sie waren harte Herren und als Raubritter an vielen Raubzügen und Überfällen im Barnim beteiligt. Außerdem von wilder Jagdleidenschaft geradezu besessen, hörten sie nicht auf die Warnung einer alten Frau, durch die Jagd werde einmal das ganze Geschlecht der von Rützen ausgelöscht werden.

Junker Hans war ein besonders leidenschaftlicher und wilder Jäger. Eines Tages jagte er hoch zu Roß, die Peitsche in der Hand, hinter einem starken Hirsch her. Zuletzt stürzte sich das Tier, als es keinen Ausweg mehr fand, in eine der tiefen, steil abfallenden Schluchten, in eine „Kehle“, wie sie in dieser Landschaft so zahlreich sind. Das Pferd scheute vor dem Abgrund zurück. Doch Junker Hans gab in maßlosem Jagdeifer dem Roß die Sporen. Hoch bäumte es sich auf, dann setzte es zum Sprung in die schauerliche Tiefe an und brach im Grund mit zerschmetterten Gliedern zusammen. Der Junker sprang laut fluchend auf und setzte die Verfolgung mit dem Jagdmesser in der Hand zu Fuß fort.

Da kehrte sich der geängstete Hirsch, der keinen Ausweg mehr sah, in verzweifelter Gegenwehr gegen seinen Verfolger und durchbohrte ihn mit seinem riesigen Geweih. „Helpt, helpt!“ gellte es schauerlich durch die klare Winterluft. So endete der letzte Rützen.

Jetzt geht er hier um und durchtobt noch immer die Schlucht und hetzt und jagt mit Hallo in stürmischen Nächten durch den Wald. Wenn aber die Turmuhr eins schlägt, versinkt er mit dem wimmernden Ruf: „Helpt, helpt!“



Nun trug es sich einmal zu, daß ein Bauer, der einst des Junkers Hans Zechkumpan gewesen war, noch spät am Abend aus der Stadt heimfuhr und durch den Wald kam. Da sah er plötzlich mitten auf dem Weg vor sich den Junker Hans mit vielen Jägern und andern Fremden an einem großen Tisch sitzen. Das Jagdgerät hatten sie hinter sich abgelegt, auf dem Tisch standen Braten, Gebäck und Wein, und jeder aß und trank nach Herzenslust.

Einige, etwas abseits von den Tafelnden, saßen beim Kartenspiel, unter ihnen auch Junker Hans. Den Bauern durchfuhr ein gewaltiger Schreck, als er den Toten erblickte. Doch seine Neugier war zu groß. Er fuhr an den Tisch heran und sagte: „Spielt gut, ihr Herren?“ Der Junker blickte kurz auf, der Bauer schien ihm nicht recht in diese Jagdgesellschaft zu passen mit seinem groben Arbeitskittel. Dieser aber dachte nichts Arges, hielt in aller Ruhe seinen Wagen an und schaute den Spielern von oben her zu.

Plötzlich warf der Junker seine Karten hin, riß eine Ochsenkeule aus dem Feuer, warf sie dem Bauern hin und rief: „Hast du mit helfen spielen, mußt du auch mit helfen essen!“ Der Bauer erschrak so sehr, daß er rücklings in den Wagen fiel. Die Pferde scheuten und sausten in wildem Galopp davon. Auch die Jäger waren aufgesprungen, ergriffen ihr Jagdgerät und sprangen auf die Pferde, und dann ging's mit Hallo und Hussassa durch die Lüfte immer neben dem Wagen des Bauern her.

Im Dorf hörten sie schon von weitem das Brausen und Sausen. Als sie auf die Straße eilten, sahen sie im Dunkeln die Pferde des Bauern heranrasen und den Wagen polternd hinter sich her schleifen. Mit Mühe brachten einige Beherzte die Pferde zum Stehen. Dann hoben sie den Bewußtlosen auf und brachten ihn zu Bett.

Es dauerte Stunden, bis er wieder zu sich kam. Erst nach Tagen konnte er sein Lager verlassen und erzählen, wie es ihm ergangen war. Die Leute meinten, er sei seitdem etwas wunderlich im Kopf.

Das rote Haus zu Prädikow

In Prädikow, am Rande des Blumenthal, stand einst ein stolzes Herrenhaus, aus rotem Stein erbaut, das „rote Haus“, bewohnt von dem Geschlecht von Barfus. Sie sollen friedliche Leute gewesen sein, aber die Sage berichtet das Gegenteil. Besonders Nikolaus von Barfus war überall als grob und gewalttätig verschrien.

Damals lebten hier vier Brüder Barfus, Richard, der älteste, auf dem roten Haus, die andern auf ihren Gütern im Ort. Nun traf es sich, daß Valentin, der im Dienst des Pommernherzogs gestanden und es bis zum Oberjägermeister gebracht hatte, nach langer Zeit heimkehrte, von seinen Brüdern sehnsüchtig erwartet. Es verstand sich von selbst, daß er von ihnen der Reihe nach bewirtet wurde. Richard, der älteste, hatte natürlich den Vorzug. So wurde eine tüchtige Zechkumpanei ins rote Haus geladen. Von weit und breit kamen die Gäste.

Man trank, man jubelte, man tobte. Dann begann der Tanz. Stunde um Stunde fiedelten die Musikanten, fast pausenlos drehten sich die Paare im tollen Reigen, daß die Musikanten kaum mehr zu folgen vermochten. Mitternacht kam heran. Da legten die Spielleute, müde und matt, ihre Fiedeln aus der Hand und sagten: „Wir können nicht mehr!“ Wütend fuhr Nikolaus auf und schrie: „Weiter, weiter! Und wenn der Teufel selber aufspielen sollte!“

Da öffnete sich krachend die Diele, und hervor trat der Böse, schwang sich auf den Ofen, mit der Sackpfeife unterm Arm, grinste den Nikolaus an und fing an aufzuspielen. Ernüchert und zitternd standen die Gäste da. Sie fürchteten sich. Einer nach dem andern verdrückte sich aus dem Saal und eilte, so schnell es ging, nach Hause.

Auch der Böse verschwand wieder. Aber er war doch im Hause gewesen, Unfrieden ließ er zurück. Bald brach Streit aus unter den Brüdern. Die beiden älteren standen sich im Zweikampf gegenüber, und auf dem Grasplatz am Teich, kaum hundert Schritte hinter dem roten Haus, fiel Richard, der älteste, von der Hand seines Bruders, jenes Nikolaus, der an dem bösen Zechabend den unheimlichen Sackpfeifer herbeigerufen hatte.

Nikolaus wurde über der Leiche seines Bruders wie von Sinnen, er redete irre, lief am Ende davon und kehrte nie mehr zurück. Der Fluch blieb auf dem roten Haus. List und Gewalt nahmen den Barfus ihr Erbe. Das Geschlecht erlosch, und vom roten Haus wurde Stein um Stein abgetragen. Heute ist es vom Erdboden verschwunden, und in Prädikow erinnert nichts als die Feldsteinkirche an jene Zeiten.

Der Blumenthal

Vor den Toren Strausbergs beginnt der Blumenthal, ein ausgedehntes Waldgebiet von solcher Schönheit, wie es die Mark kaum ein zweites Mal bietet. Mitten in diesem Wald liegt die „Stadtstelle“. Sie erinnert an eine alte Siedlung, die, der Sage nach, eine große und prächtige Stadt war. Diese Stadt habe bestanden aus vier Toren, einer Hauptstraße, die in Richtung Strausberg verlief, und sechs Quergassen. Ebenfalls sollen vier besonders ummauerte Plätze erkennbar gewesen sein. Inmitten der Stadt fand man drei runde Hügel, vermutlich vorgeschichtliche Begräbnisplätze.

Lange Zeit schon war diese Stätte öde und verlassen. Ringsum wucherte Gestrüpp und wildes Beerenobst, das sich die armen Leute mühsam zusammensuchten. Hin und wieder trieb auch einmal ein Schäfer seine Herde darüber. Da fand einer von ihnen eines Tages auf einem dicken Eichenstumpf einen Groschen. Es war noch einer von den alten, von denen vierundzwanzig auf einen Taler gingen. Am nächsten Morgen lag wieder ein Groschen da, und so ging das weiter, Tag für Tag. Der Schäfer aber durfte niemand davon erzählen, sonst hätte er kein Geld mehr gefunden. So glaubte er jedenfalls. Darum tat er jeden Groschen heimlich in einen Beutel und versteckte ihn an einem sicheren Ort.

Das ging neun Jahre gut. Da schien dem Schäfer das Versteck nicht mehr sicher genug. Deshalb verbarg er seinen Schatz in einem Strohsack. Als seine Frau das Bett aufschüttelte, stieß sie sofort auf den schweren Beutel und fing an, auf ihren Mann zu schelten: Sie habe bisher geglaubt, einen ehrlichen Mann zu haben. Nun sehe sie, daß sie mit einem Spitzbuben verheiratet sei. Woher solle er denn sonst das viele Geld haben?

Um sich zu rechtfertigen, berichtete ihr der Schäfer, wie es mit dem Groschen zugegangen sei. Schon am nächsten Morgen lag kein Groschen mehr auf dem Eichenstumpf. Auch hat er nie wieder dort einen gefunden.

Seltsam ist auch, was der Schäfer später mit seinem Hund erlebte. Der Hund war dick und fett, obwohl er den ganzen Tag über wenig oder gar nichts fraß. Aber mittags kroch er in ein kleines Loch in der Stadtstelle und kam nach einiger Zeit immer wohlgenährt heraus. Oft hatte er sich so rund gefressen, daß ihm die Wampe bis auf die Erde hing. Steif und fest behauptete dann der Schäfer: „Doa möten Lüüde in west sinn, dee den Hund föddert hebbent!“

Geheimnisse umgeben auch den großen Stein auf der Stadtstelle, den sogenannten Markt- oder Semnonenstein. Hier soll sich oft eine weiße Frau gezeigt haben, ein verwünschtes Fräulein. Und auf dem Stein soll früher auch eine Menschen- oder Pferdetrappe sichtbar gewesen sein, ein deutliches Zeichen, daß der Teufel dort sein Unwesen getrieben habe. Heute sind keine Vertiefungen mehr zu finden.

Saust und braust es in dunkler Nacht über den Wipfeln der alten Bäume im Blumenthal, dann jagt der wilde Jäger daher mit Hoho, Peitschenknall und Kettengerassel. Es soll dies aber ein alter Oberförster sein, der die armen Leute arg mißhandelte, wenn er sie beim Holzsammeln im Wald traf. Einem Tagelöhner hat er sogar den Arm zerschlagen. Darum muß er jetzt für alle Zeiten ruhelos durch den Wald jagen.

Eine Frau war einst mit andern Frauen noch spät im Wald, wo sie Beeren gesucht hatten. Da hörten sie in der Ferne einen graulichen Lärm. So etwas war der Frau noch nie zu Ohren gekommen. Deshalb fragte sie die andern und erfuhr, es sei die wilde Jagd, sie solle sich aber hüten, zu nahe heranzugehen. Doch sie war neugierig und hätte den Zug, von dem sie viel gehört hatte, zu gern aus der Nähe betrachtet.

Da schwillt der Lärm an, er wird immer gewaltiger und furchtbarer, und wie sie sich umschaute, berührt das Pferd des wilden Jägers fast schon ihre Schulter. Da ist sie aber auch schon umgerannt und liegt am Boden, neben ihr der Topf in Scherben, die mühselig gesuchten Beeren im – Dreck!

Manche Leute sagen auch, die Stadt sei im Blumenthalsee untergegangen. Daher mag auch der große, gelbe Koffer stammen. Er treibt zuweilen auf dem See umher. Schon mancher Fischer bemühte sich, ihn mit langen Stricken ans Ufer zu ziehen, und glaubte schon, ihn ganz sicher im Griff zu haben. Da waren plötzlich die Stricke wie abgeschnitten, und der Koffer trieb wieder an der alten Stelle. Außerdem ist das Herausziehen sehr gefährlich, schon mancher ist dabei ertrunken.

Immerhin muß etwas Wunderbares im Koffer gewesen sein; denn um die Weihnachtszeit hörte man den ganzen Tag über eine herrliche Musik von Pauken und Trompeten und Gesang über den See schallen. Das schien alles aus dem Koffer zu kommen.

An einem solchen Tag verweilte gerade ein Schäfer mit einem alten Fischer und noch anderen nahe beim See im Wald. Es hatte ihnen schon den ganzen Tag wie Musik in den Ohren geklungen. Je näher sie dem See kamen, desto deutlicher wurde die Musik. Als sie am Ufer standen, sahen sie den gelben Koffer, und die lieblichsten Melodien drangen daraus hervor.

Noch Seltsameres konnte man am Neujahrstag erleben. Da waren Leinen quer über den ganzen Blumenthalsee gezogen, und auf ihnen hing die allerfeinste Wäsche, Hemden, Überzüge, Handtücher und Laken und dergleichen mehr, das jeder hätte gern haben wollen. Zum See führten dann ordentliche, von Rasenstücken gelegte Stufen. Der zugefrorene See schien jedermann geradezu einzuladen, sich der schönen Wäschestücke zu bedienen.

Eine Frau, die vorüberkam, konnte der Versuchung nicht widerstehen. Sie trat auf die Eisdecke, die dick und fest zu sein schien. Auch bemerkte sie die Spuren der schweren Holzwagen, die vorher darüber gefahren waren. Da faßte sie Mut und ging über den See. Kaum hatte sie die erste Wäscheklammer berührt, um sich das schönste Wäschestück herabzunehmen, krachte es fürchterlich aus der Tiefe des Sees herauf, das Eis barst unter ihr, und sie wäre unfehlbar ertrunken, wären nicht Fischer, die gerade auf dem See fischen wollten, zur rechten Zeit zu Hilfe geeilt. Mit Mühe und Not gelang es ihnen, sie mit langen Stangen ans Ufer zu ziehen.

Seitdem hat niemals wieder Wäsche über dem Blumenthalsee gehangen.

Koboldgeschichten aus Strausberg

In alten Zeiten hatten in Strausberg viele Leute ihren Reichtum den Kobolden zu verdanken. Da lebte einmal ein Weber in der Stadt, der brauchte sich gar nicht viel anzustrengen. Wenn er abends seine Arbeit unfertig liegen ließ, war sie frühmorgens erledigt.

Kein Mensch wußte, wie es kam. Der Weber dachte auch nicht viel darüber nach. Aber ein Mädchen, das ihm den Haushalt führte, war doch zu neugierig. Sie schaute eines Nachts durch die Türritze in die Werkstatt. Da sah sie zwei Ziegenböcke am Webstuhl sitzen und emsig arbeiten. Am andern Morgen war alles, wie gewöhnlich, aufgearbeitet.

Ein Glück nur für den Weber war es, daß das Mädchen über seine Entdeckung schwieg. Sonst hätten die fleißigen Helfer das Haus des Webers sofort verlassen.

Einer Magd war es von ihrer Herrin streng verboten, auf den Boden zu gehen. Den durfte nur die Frau allein betreten. Als sie eines Tages wieder hinaufgestiegen war, konnte das Mädchen seine Neugierde nicht mehr zügeln, schlich hinterher und versteckte sich auf dem Boden. Da sah sie, wie ihre Herrin mit einem Teller voll Milch in die Bodenkammer trat. Sogleich sprang ihr ein kleines, rotes Männchen entgegen, machte sich

gerig über die Milch her und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. Dann verschwand es wieder in seinem Versteck.

Jetzt verstand das Mädchen das strenge Verbot ihrer Herrin, den Boden zu betreten. Das rote Männchen war ein Kobold.

Ein Strausberger Bürger hieß Prinzlow. Weil es nun viele Bürger dieses Namens in der Stadt gab, nannten ihn die Leute den Koboldprinzlow, denn er hatte einen Kobold. Kobold-Prinzlow prahlte gern mit seinem Reichtum: er könne den Weg von seinem Haus bis zur Kirche mit lauter harten Talern pflastern. Das viele Geld verdankte er allein seinem Kobold. Der flog immer durch den Schornstein ein und aus und trug ein rotes Röckchen, wenn er Geld brachte, ein blaues aber, wenn er mit Getreide kam.

Als Kobold-Prinzlow genug Geld hatte, wurde er des Kobolds überdrüssig. Er setzte ihn kurzerhand in eine Kiepe und schüttete ihn hinter einem Kreuzweg ins grüne Gras. Dann ging er, als ob nichts geschehen war, wieder nach Haus.

Am nächsten Tag kam ein Schuhmacher aus der Stadt am Kreuzweg vorüber. Er war ein armer Mann, besaß kein Geld und wenig Arbeit und konnte es zu nichts rechtem bringen. Plötzlich saß vor ihm ein ganz sonderbarer Vogel mitten auf dem Weg, so groß wie eine Elster, mit roten und schwarzen Federn. Der sperrte seinen Schnabel auf und rief in einem fort: „Ich bin herrenlos, ich bin herrenlos!“ Verwundert blieb der Schuster stehen, schaute ihn an und fragte ihn schließlich: „Wer bist du denn, daß du hier so herrenlos herumhüpfst?“ Doch der Vogel schrie immer bloß: „Ich bin herrenlos, ich bin herrenlos!“ Könntest ihn ja mitnehmen, dachte der Schuhmacher und griff zu. Der Vogel ließ sich auch ganz leicht fangen und ohne Widerstreben nach Hause tragen.

Fortab begann für den armen Schuhmacher ein neues Leben. Die Arbeit flog ihm von allen Seiten ins Haus, von früh bis spät. Bald ward er ein reicher Mann. Zuletzt beschäftigte er vier Gesellen. Die hatten immer vollauf zu tun.

Auf ganz andere Weise bekam es ein Besenbinder mit einem Kobold zu tun. Der ging den ganzen Sommer über fast täglich in die Heide, um Besenreisig zu schneiden. Wieder einmal war er im Walde und streifte das Laub von den gesammelten Zweigen. Es wurde ihm bald zu warm bei der Arbeit. Da zog er Rock und Stiefel aus und legte sie zu den Stricken am Boden, mit denen er vor der Heimkehr abends sein Reisigbündel zusammenschnüren wollte. Dann setzte er seine Arbeit fort.

Auf einmal hockte vor ihm auf dem Boden ein Vogel, der trug rote und schwarze Federn, plusterte sich dick auf, sperrte dabei seinen Schnabel auf und lachte laut schallend immerzu: Hahaha, hahaha! Du bist mir ja ein schöner Vogel, denkt der Mann, am Ende lachst du mich gar aus? Er nimmt eine Rute und schlägt nach ihm. Der flattert auf den nächsten Zweig, der Besenbinder hinterher, und so geht die tolle Jagd eine ganze Weile. Und wenn der Mann vergeblich nach ihm greift, lacht der Vogel höhnisch: Hahaha, hahaha!

Kreuz und quer jagen sie durch den Wald. Der Besenbinder gerät in Schweiß und ist bald außer Atem. Da kann er nicht mehr, seine Kraft ist zu Ende. Er gibt endlich auf.

Wie er sich umsieht, erblickt er weder Weg noch Steg. Er steht mitten in der Wildnis und weiß nicht mehr ein noch aus. Der Kobold hat ihn genarrt. Nun beginnt es auch schon zu dunkeln. Lange irrt er umher und hört immer noch das höhnische Lachen. Erst spät in der Nacht erreicht er den Waldrand und findet glücklich nach Strausberg zurück.

Schon am frühen Morgen ging er zurück in die Heide und fand auch bald die Stelle, wo er Jacke und Stiefel, Strick und Reisig zurückgelassen hatte. Es war alles noch vorhanden wie gestern. Zu seinem Erstaunen saß sogar der seltsame Vogel wieder da, rot und schwarz, und lachte sein höhnisches Hahaha, hahaha! Diesmal ließ sich der Besenbinder nicht verleiten. „Lach du nur, du wirst mich nicht noch einmal veralbern!“ dachte er, schnitt sich eine starke Rute und führte einen kräftigen Schlag nach dem Tier. Da flog der seltsame Vogel endlich davon und hat sich nicht wieder sehen lassen.

Nachwort

Diese Sagensammlung, die mit dem vorliegenden zweiten Heft abgeschlossen sein soll, wurde ergänzt und ein wenig ausgedehnt auf die benachbarten Oderbruchdörfer des Kreises Seelow und auf das schöne Erholungsgebiet des sagenreichen Blumenthal und die Kreisstadt Strausberg. Uns dünkt, mit dieser Auswahl einer gewissen landschaftlichen Einheit und ihrer gemeinsamen historischen Entwicklung entsprochen zu haben.

Die Wiedergabe der alten Sagentexte, die uns meist, abgesehen von den ältesten Quellen wie Nicolaus Leuthinger (op. ed. Küster 1729, in lateinischer Sprache) und Bekmann (Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, Frankfurt a. d. O. 1751), in den Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts, vor allem von Adalbert Kuhn (1843), Engelen-Lahn (1868) und Wilhelm Schwartz (1881) und ihrer dichterischen Nachgestalter bekannt wurden, stellte uns vor die Frage, ob das Überlieferte gleichsam als historische Originalquelle zu werten und zu übernehmen sei. Dabei ist ja auch zu berücksichtigen, daß unsere Sagenerzähler, unsere Quellen, – oft Lehrer, aber auch Schäfer – in ihrer eigenen Sprache, ihrer natürlichen Erzählergabe und ihrer Bildung entsprechend, Überkommenes oder Gehörtes weiter überlieferten.

Gewiß kommt es auch bei der Bearbeitung auf die getreue und unverfälschte Wiedergabe der Sage an. So ist der Inhalt jeder Sage unangetastet geblieben, jede Eigentümlichkeit möglichst zu erhalten gesucht und nur versucht worden, die Form zu glätten und vielleicht (behutsam) etwas zu verfeinern. Ob es glückte, mag der kritische Leser entscheiden!

Etwas anderes ist es mit den „literarischen Sagen“. Hier wurden Kürzungen oder stilistische Änderungen des Textes vorgenommen im Interesse der Flüssigkeit und besseren Verständlichkeit des Erzählgutes ohne übertriebene Rücksichtnahme auf die Überlieferung.

So möge auch das zweite Heft der Sagen, dieser schönen Volksdichtungen, und der anderen kleinen Geschichten zu den alten Lesern und Freunden neue hinzugewinnen.

Es sei im dreißigsten Jahr des Bestehens unserer Deutschen Demokratischen Republik als Anregung zur Besinnlichkeit und Besinnung über unsere schöne, sozialistische Heimat unsern Werktätigen gewidmet.

Dr. Konrad Gründler